

# Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(401.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 11. Mai 2001

Anwesend: **Dr. Ammerich**, H., Landau; **Balharek**, Ch., Karlsruhe; **Dr. Furtwängler**, M., Karlsruhe; **Güß**, I.-Ch., Karlsruhe; **Dr. Güß**, P., Karlsruhe; **Prof. Dr. Krimm**, K., Karlsruhe; **Parodi**, A., Saarbrücken; **Dr. Rehm**, C., Malsch; **Rödel**, Ch., Karlsruhe; **Dr. Rödel**, V., Karlsruhe; **Roellecke**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Roellecke**, G., Karlsruhe; **Schillinger**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Schwarzmaier**, H., Karlsruhe; **Schwarzmaier**, L., Karlsruhe; **Wyszynski**, J., Karlsruhe; **Prof. Dr. Zimmermann**, C., Saarbrücken.

Vortrag von

**Prof. Dr. Clemens Zimmermann**, Saarbrücken

über

## **Krieg, Individualität und Selbstbehauptung Karl Berberich und Brandel Geck im Ersten Weltkrieg**

*[Der Vortrag ist publiziert in: Richard van Dülmen (Hrsg.), Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln / Weimar / Wien 2001, S. 439-464]*

Für den Vortrag wurden folgende längere Quellen benutzt:

Zitate von Karl Berberich (1877-1957)

„Gestern benutzte ich die freie Zeit zum Beichten. Heute früh ging ich mit einer großen Zahl Kameraden zur Kommunion... Der Pfarrer hielt eine schöne Predigt über ‚Gottvertrauen‘. Solche Ausspannung wie die des heutigen Tages sind von unschätzbarem Wert für unsere Leute, die Verdrossenheit und Trübseligkeit ist bedeutend gemildert.“

Zu „Menschenstudium habe ich wirklich Gelegenheit, und weil ich die Menschen als Studienobjekte betrachte, vermag ich mit ihnen auszukommen. Im allgemeinen haben die Meisten keine Ahnung von der Größe unserer Zeit, von der Bedeutung der gegenwärtigen Kämpfe. Sie sehen nicht über ihre Nase hinaus.“

„Gestern ging wieder das Gerücht, wir sollten nach Belgien kommen. Ich... hätte nichts dagegen, denn von Elsaß und den Elsässern habe ich die Nase voll. Schon die Elsässer, die mit uns dienen, haben von Anfang an eine eigentümliche Rolle gespielt. .. Ich nahm immer die Elsässer Bevölkerung in Schutz, aber nicht mit ganz voller Überzeugung. Die Besseren von ihnen nehmen eine Art neutrale Stellung ein. Sich selbst betrachten sie nicht als Deutsche, sie sind Elsässer und entscheiden nicht, wer Recht hat, die Deutschen oder Franzosen. Durchweg trifft man, daß sie an die Erfolge der Deutschen nicht glauben. Gegen uns Soldaten sind sie zum größten Teil unfreundlich.“

„Unsere traurige militärische und politische Lage wendet(?) besonders jetzt zur Allerheiligen- und Allerseelenzeit düstere Gedanken. Man gedenkt der Unzahl der Blutopfer, des Elends und muß sich sagen, alles war umsonst. Da gibt's nur ein Mittel. Den Blick von den Nebeln des Erdenelends ... zu den von der Sonne des Glaubens bestrahlten Bergen der Ewigkeit. Nur (so) kann man den Schmerz und Zorn im Herzen überwinden und mit einiger Hoffnung der Zukunft entgegen sehen.“

„Eine deutsche Regierung gibt es ja nicht mehr. Die Revolution in Deutschland ist das Traurigste von all dem Traurigen... Woher nehmen diese Schreier das Recht, über die Gestaltung und Zukunft des Vaterlandes zu bestimmen? Unabkömmliche und Drückeberger rühren das große Wort und wir ... sind zum Maulhalten verurteilt. ... Wir an der Front hätten doch das Recht, auch ein Wort mitzureden.“

### **Zitate von Brandel Geck (1893-1918)**

„Das Verhältnis und die Spannung unter den Unteroffizieren ist nicht zu beschreiben. (...) Und so Einer (ein Offizier), ein Schmarotzer, Intrigant und Drückeberger, erhält über die Köpfe von anderen weg, das Eiserne Kreuz und soll Vize werden.“

„Es war grauenvoll. Ich wollte nimmer leben, um das Elend nicht sehen zu müssen und bin nach zwei vergeblichen Versuchen, die Schützenlinie zum Antreten zu bringen nach vorn als letzter langsam und aufrecht durch den schrecklichen Kugelregen zurückgegangen.“

„Die Ungeduld, der rasende Drang nach vorwärts, (der) ... sich in Blut und Fleisch festgesetzt hat, der würde auch vielleicht zu Unklugheiten verleiten und Konflikte mit Vorgesetzten herbeiführen, wo ich nun so viel freie Hand gewohnt bin ... Ich habe das Grauen einmal fast bis zum Wahnsinn empfunden, das der aus Leichengesichtern grinsende Tod hervorruft. Ihr ... müsst nicht erleben, was es heißt, überlegen handeln zu müssen, im Augenblick, wo

allenthalben die Schreie und das Stöhnen der ... Kameraden fast das Pfeifen ... der Kugeln ... übertönt, wo der Blick auf Bilder fällt, die von Mensch und Menschentum nichts mehr an sich tragen. Und man stumpft dann so rasch ab gegen das Entsetzen ... Mensch halt! Maschine, Maschine vor! Die Kraft die Dich bewegt heißt: eiserne Pflicht und Verantwortung mit Ausschaltung von allem, was sich etwa in Dir regen könnte.“

„Das packte mich ganz gewaltig, ... was er wohl für Einer gewesen sein mag? Ob auch einer von denen, die bis zum allerletzten Augenblick nicht an den organisierten Völkermord glauben wollten, ein braver Genosse vielleicht?“

„Der Rest soll hingeopfert werden, um das geflossene Blut nicht ‚zwecklos‘ vergossen sein zu lassen. Ich bin ja bei diesem Rest und eines steht fest, so einen Schlag werde ich nimmer erleben. ... Unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die mich durchstürmten. Ich kam mir vor, wie ein geschlagener Feldherr und suchte in mir nach Ursachen, mich mitverantwortlich machen zu können für all das Entsetzliche, da ich überzeugt war, der Verantwortliche, der Schuldige, müsse, wenn er die Bürde allein trägt, zermalmt zusammenbrechen unter dieser unermeßlichen Last. Aber ... ich konnte nichts finden, nicht die leiseste Spur einer Schuld, im Gegenteil, ich hatte die felsenfeste Überzeugung, daß ich noch mehr als ... pflichtgemäß war. ... Da ich, mir den Tod wünschend, meine Leute mit vor riß, habe ich wohl viel, viel gerettet - aber für andere, während das eigene Schicksal vielleicht dadurch furchtbarer wurde. ... Nur eine blitzartige Frage schoß mir auf: Gibt es nicht auch eine Grenze der unbegrenzten Pflicht?“

„Habt ihr von der großen Düsseldorfer Krawallen gehört? Die Düsseldorfer Garnison hat sich trotz Belagerungszustand geweigert, zu schießen, Krefelder Kavallerie soll es dann besorgt haben. Bestien!!! Was der Anfang zu einer allgemeinen zwingenden Umwälzung hätte werden können, haben sie in Blut erstickt.“

„Mein ganzes Handeln soll ein lebendiger Beweis werden, der auch dem grimmigsten Gegner die Zubilligung des bona fides abringen soll, daß man politisch der Todfeind eines Systems sein kann, ohne daß einem deshalb die persönliche Ehrenhaftigkeit abgesprochen werden darf. Und eben diese persönliche Ehrenhaftigkeit muß ich eben in einer Form beweisen, wie sie dieser Art von Gegnern verständlich ist. Der gewaltigen Schicht von Leuten, deren Klassegeist auch ein Erbstück ihres angestammten Kreises und ihrer Erziehung ist, kann man nicht wissenschaftlich mit Wort und Schrift aufklären ... Darum gilt es eben zunächst, einmal dieses Mißtrauen zu beseitigen, zu zeigen, daß man auch Gutes - in ihrem Sinn - kann.“

„Je mehr Vater ... für seine Idee zu kämpfen hat, um so mehr habe ich, als sein Sohn in allen Stücken, die Pflicht, das odium abzuwehren, das daraus entspringt, und dafür die bona fides zu erkämpfen. Und in diesem Sinn muss ich herausen sein, dort, wo es am Gefährlichsten ist, nicht beim Stab, wo nach Volksmeinung die Drückeberger sitzen.“

„Es muß alles ... so rasch wie möglich versinken wie ein schlimmer Traum. Wer hier mit heilen Sinnen will bestehen, darf nur gerade noch starr geradeaus blickend dicht über dem Horizont das Ziel schimmern sehen ... Fluch und Verderben denen, die (den Krieg) ... für sich verwerten oder zur Komödie machen ... Nun liegen wieder tausend blühende Leben auf den Hängen dieser Erde. Tausend Hoffnungen mehr vernichtet und ungezähltes Gute für künftige Geschlechter.“

„Nachdem, was geschah, kommt's mir vor, als hätte ich nicht mehr das Recht, mit reinen Händen zu kämpfen, und als müßte das Schicksal, das mir bislang so hold war, sich abwenden von mir, wenn ich für eine Sache fechte, die nicht mehr Anspruch auf Hilfe hat und die höheren Schutz verwirkte.“

„Und mein ganzes Streben geht doch nach Klarheit, ist ein Suchen nach jener goldenen Linie, die jeden Menschen so an sein Ziel führt, wie es seinem Charakter angemessen ist, ohne in Konflikt mit allgemein menschlichen ... und ideellen ... Gesetzen zu kommen. Nur unter diesem Gesichtspunkt möchte ich mein gesamtes Danken und Handeln restlos betrachtet wissen.“

„Der Gewissenszwiespalt, über den ich mir mit mächtigen Gewaltmitteln hinweghelfen muß, kennt kein Erbarmen. Ich bin der Brandel Geck, der tut, was er als notwendig erkannt hat, und der seinen Weg geht, wenn er ihn sieht, weil nur ein höheres Interesse als das eigene, ihn bewegen kann, andere Pfade als den kürzesten zum Ziel, das er für recht erkennt, zu gehen. ... Die Frage ist für mich, wie kann ich es nach der neuen Erkenntnis, mit der ich nun der Sache gegenüberstehe, vor meinem Gewissen verantworten, länger Teil an ihr zu haben. Muß ich nicht alle Folgen auf mich nehmen und mich lossagen, mag die Welt ... sagen, was sie will und mich Verräter nennen. Ihr seht, wenn allen mein Zwiespalt innewohnte, ein Liebknecht würde nimmer verdammt.“

## DISKUSSION

*Prof. Krimm:* Herr Zimmermann, Sie haben uns zwei Personen vorgestellt, die unter starken und auch nicht überbrückbaren Spannungen gelebt haben oder auch darin gestorben sind. Gegensätze bestanden zwischen Religiosität und militärischem Gehorsam, zwischen nationalem Pflichtgefühl und sozialistisch-internationalistischen Denktraditionen. Die Generation, die diesen Krieg lebend überstanden hat und die dann in der Weimarer Zeit die staatstragende Generation sein sollte, war die von Brandel Geck. Mit dieser Unsicherheit ist sie in den neuen Staat eingetreten. Insofern ist das, was Sie uns hier vorgetragen haben, Quelle zum Verständnis einer ganzen Generation. Wie weit wir Geck dabei als exemplarisch verstehen dürfen, ist zu fragen. Doch bevor wir mit solchen Fragen in die Diskussion einsteigen, stelle ich noch zwei ganz äußerliche Vorfragen voran. Ein Archivar fragt nach Quellen, in diesem Fall der Quelle Berberich, die Sie noch nicht genannt haben. Zum andern: Geck war Nachrichtenoffizier in einem Infanterieregiment. Im Nachlass liegen Durchschläge von Protokollen z.B. über die Vernehmung von französischen Gefangenen. Geck konnte also gerade in seiner Rolle als Nachrichtenoffizier menschliche Äußerungen von der Gegenseite wahrnehmen. Hat es ihm diese Informationsmöglichkeit wohl auch ermöglicht, anders zu denken oder zumindest zu formulieren, als es der offizielle Sprachgebrauch zuließ?

*Prof. Zimmermann:* Die Bestände zu Karl Berberich befinden sich im Stadtarchiv Bruchsal. Sie sind dort nicht unter den Bedingungen zu benutzen, wie man Bestände im Generallandesarchiv benutzen kann. Aber es ging dann trotzdem, und zwar sind sie wohl durch ihn selbst gebündelt und chronologisch geordnet worden – er hat ja bis in die 50er Jahre gelebt – und so kann es sein, daß sie der damalige Bruchsaler Stadtarchivar in dieser Form ins Archiv geholt hat. Es ist dabei die Provenienz nicht ganz klar; es gibt offensichtlich keine Akte über den Erwerb. Jedenfalls sind sie im Archiv gelandet und können dort wohl auch benutzt werden. Die erste Frage von Ihnen betrifft Kriegserlebnis und Nachkriegsgeneration. Ich denke, da sprechen Sie eine große Lücke der Forschung an. Es gab ja Millionen von Soldaten, die den Krieg überlebten und die vieles von dem selbst erlebt hatten, was wir hier heute gehört haben, Dinge, die sie vielleicht auch von anderer Seite kennengelernt hatten und die sich zumindest teilweise daran erinnerten. Man weiß ja, daß darüber auch gesprochen wurde, aber offensichtlich ist dann die Dynamik der politischen Ereignisse ab 1919 so stark gewesen, daß die Kriegseindrücke in den Hintergrund traten. Ob das auch sozialpsychologisch zu erklären ist, weiß ich nicht. Auffällig ist jedenfalls, daß es von Rechts her gelang, ein Kriegserlebnis zu etablieren, eine Überhöhung des Krieges in heroischen Bildern, wie sie sich auch spiegelt in den Kriegerdenkmälern, die vor allem ja dann am Ende der Republik errichtet wurden. Wie es möglich war, diese Summe an Erfahrung der Einzelnen zu enteignen und politisch zu besetzen und all diese Opfer zu funktionalisieren, Leiden und Tod durch eine andersartige Erzählung sozusagen zu überlagern und dann noch zu versinnbildlichen in Ritualen und Denkmälern, das ist dann das nächste Thema. Wir können zunächst nur sagen, das ist geschehen.

Man müßte also danach fragen, was mit all diesen Briefen und der Erinnerung in den Familien geschehen ist? Hat man da unmittelbar danach nicht mehr darüber gesprochen, gerade weil ja dann der Krieg in einer ziemlich überraschenden Niederlage geendet hat. Ich meine, man muß sich ja auch den Verlauf des Kriegsendes vergegenwärtigen. Es kam ja auf beiden Seiten noch

bis Anfang 1918 zu ungeheuren „Abnutzungsschlachten“, die Engländer verloren bei Angriffen in Flandern im Jahr 1917 vierzigtausend, fünfzigtausend, achtzigtausend Mann, und 1918 schafft es der Feind, gegen Ende des Jahres wieder beweglich zu werden, den Stellungskrieg zu beenden. Vor allem die Bewaffnung mit Panzern war wichtig, aber im englischen Generalstab hat man auch gelernt, Strategie und Taktik flexibler zu handhaben, denn bis dahin hatte ja der englische Generalstab nicht besonders glücklich agiert; er war sehr starr in der Kriegsführung. Dazu kam natürlich auch der Einfluß der Amerikaner. Jedenfalls ist dem Gegner die Mobilisierung gegen Ende des Kriegs gelungen, nachdem man im Osten die Front erfolgreich abgeschlossen hatte. Und dieses Kriegsende hat zweifelsohne nicht nur die Deutschen ziemlich überrascht, auch wenn es unabdingbar war. Es ist klar, die Oberste Heeresleitung hat das ja alles zugegeben, daß der Waffenstillstand nötig sei. Der Feind war jedoch selber auch überrascht von dieser Entwicklung in den letzten Monaten. Das arbeiten ja jetzt auch neuere englische Studien heraus, daß dieser Sieg für beide Teile überraschend kam. Deswegen würde ich auch sagen, daß dies ein Moment der Verdrängung der individuellen Erinnerung ist. Die Dynamik der Entwicklung und die Niederlage hat gewiß die Opfer jedes Einzelnen im Krieg entwertet, und deswegen wollte man wohl auch nicht mehr darüber sprechen. Es gibt und gab Bemühungen der Psychiatrie, das alles aufzuarbeiten; es gab auch eine empirische Psychologie, die hatte trotz Verbots durch die Armeeführung Briefe gesammelt und empirische Befragungen durchgeführt. Ich weiß jedoch nicht, wo das Material gelandet ist. Doch jedenfalls gibt es auch wissenschaftlich ein paar Versuche, dieses Kriegserlebnis aufzuarbeiten, aber wie weit das gediehen ist und wann das dann politisch von oben abgeblockt wurde, das weiß ich nicht zu sagen. Doch stellt sich die Frage auch hier, wie man das erklären kann, diese Enteignung des individuellen, ambivalenten und tragischen Erlebnisses zu Gunsten einer nationalistischen und jedenfalls eindeutigen Interpretation.

Die Frage nach Geck im Umgang mit dem Krieg. Brandel Geck konnte ganz gut Französisch und ist in der Lage gewesen, mit allen zu reden, und das hat er in erstaunlichem Maße getan. Ich habe das nicht im Detail berichtet. Jedenfalls war er ein Mann, der überall mit den Leuten, wo es ging, geredet hat. Er hat sich auch sehr intensiv mit seinen Quartiergebern unterhalten; es gibt da ganz nette, kleine, rührende Beobachtungen über das französische Familien- und Dorfleben; immer in den Kampfpausen tritt das dann auch hervor. Auch seine Eltern standen sogar in Briefkontakt mit den Quartiergebern, bei denen er 1917 längere Zeit wohnte. Und dann kommt seine kleine Karriere, als er in der Abteilung für Logistik und Aufklärung eingesetzt wurde. Das war nur eine untergeordnete Stabsstelle, also keine große Position, aber immerhin, er mußte dann professionell die Front aufklären, und das ging in der Tat über technische Aufklärung hinaus. Das beinhaltete selbstverständlich auch Gefangenenerhöre, was man ja auf beiden Seiten systematisch betrieb; die Gefangenen wurden immer nach der Gefangennahme verhört.

*Prof. Roellecke:* Das waren zwei eindrucksvolle Kriegsbiographien. Ich habe aber eine große Schwierigkeit, seien Sie mir nicht böse, sie scheint mir in das Zentrum Ihres Anliegens zu treffen. Ich sehe keine so rechte Verbindung zwischen diesen beiden Kriegsteilnehmern und dem überwältigenden sozialen Ereignis Erster Weltkrieg. Da gab es allein auf deutscher Seite zwei Millionen Gefallene, hier aber sind zwei Leute, deren Stellungnahme Sie vorgetragen haben, und was besagt das für das Ganze? Sie hätten ja andere nehmen können, und es gab ja

wirklich Hunderttausende, die sich geäußert haben. Ich mußte mich vor einiger Zeit mal mit „Im Westen nichts Neues“ beschäftigen. Romane scheinen nach dem, was Sie heute hier vorgetragen haben, etwas aussagekräftiger für den Krieg zu sein. Der Schriftsteller schreibt ja nicht nur an seine Familie, nicht nur privat, sondern für die Öffentlichkeit, muß also Wert darauf legen, in der Öffentlichkeit verstanden zu werden und ist wohl auch gezwungen, ein Bild zu zeichnen, das die Öffentlichkeit eigentlich schon wahrgenommen hat, was dann zu hinterfragen ist. Und mein Eindruck von „Im Westen nichts Neues“ war, daß es immer als Antikriegsbuch gelaufen ist. Deshalb haben es die Nazis ja verboten. Wenn man sich aber die Geschichte vergegenwärtigt, wäre es auf einmal ein Pro-Kriegsbuch. Der fiktive Erzähler im Roman – Paul Bäumer – lebt sich also allmählich an der Front ein, geht im Sommer 1918 noch auf Urlaub und ist dann froh, wieder an die Front zurückzukommen, selbst zu Hause im Elternhaus ist er fremd, seine eigentliche Heimat ist die Front. Und so passiert beinahe ein Happy-End, er wird dann im letzten Kriegsmonat, wo sonst nichts passiert, erschossen, zeigt im Tode einen „fast zufriedenen“ Gesichtsausdruck, „zufrieden, daß es so gekommen war“, sozusagen die Erfüllung. Er hatte gar keine Alternativen mehr. Und das ist eine Betrachtungsweise dieses merkwürdigen Krieges, die man in Briefen wahrscheinlich nie wieder findet. Das wäre also die Frage.

*Prof. Zimmermann:* Das erste ist natürlich ein sehr gewichtiger Einwand. Da muß man jetzt zunächst einmal sagen, daß ich ja nicht mit dem Anspruch des Sozialwissenschaftlers auftrete, hier eine repräsentative Sicht zu bringen, diesen Anspruch habe ich gar nicht. Ich habe vielmehr ein spezielles Problem und beantworte es mit dem Wortlaut spezieller Briefe. Auf der anderen Seite nehme ich aber die Herausforderung Ihrer Frage doch gerne auf, denn so ganz unrepräsentativ sind die Briefe dann doch wieder nicht. Gerade deshalb sind sie in vielem unrepräsentativ, weil gerade diese kontinuierliche und kaum abgenutzte Erkenntnisweise hervorsteht gegenüber anderen. Diese schreiben zwar ziemlich viel am Anfang, aber dann schaffen sie es nicht mehr, immer weiter differenziert zu schreiben. Ganz sicher: grundsätzliche Motive und grundsätzliche innere Konflikte, Glaubenskonflikte und ähnliches, Fragen nach Sinn und Zweck, dies finden sich also auch in anderen Briefen. Dies wird in der Forschung heute schon beachtet, etwa auch in Briefen von Bauernsöhnen. Natürlich, die machen sich dann auch über anderes Gedanken, etwa darüber, wer denn die Ernte zu Hause einbringt. Das sind eben die spezifischen Probleme anderer sozialer Gruppen. Übrigens, Berberich hat sich auch nach der kleinen Landwirtschaft daheim durchaus immer erkundigt. Immer ist man mit den Gedanken bei denen zu Hause. Überhaupt, wenn man einmal das ganze Quellenkorpus zusammennimmt, so glaube ich schon, daß man zentrale Motive hier herausfiltern kann, die dann doch nicht so unterschiedlich voneinander sind. Aber diese beiden, die ich heute betrachtet habe, treten tatsächlich als Individuen in Erscheinung, und ich habe nur gezeigt, daß es eben diese Reflexionen bei ihnen gab. Aber sie stehen auch wiederum nicht völlig isoliert, und es wird ja auch in ihren Briefen über die Einstellung ihrer Kameraden berichtet. Deswegen sind diese Briefe auf einer zweifachen Ebene wertvoll, nicht nur Berberich und Geck betreffend, sondern eben auch durch ihre Art der Wahrnehmung des Krieges an der Front, und davon würde ich dann relativ stark trennen die Verarbeitung des Krieges in Film und Literatur.

Also, das ist ein eigenes Genre. Ich bin kein Germanist und ich glaube, daß grundsätzlich die Interpretation von Kriegsromanen und Kriegsfilmern nicht nur historisch operieren darf. Ich darf

mich also nicht nur als Historiker dazu äußern, sondern ich müßte dann auch etwas über diese genrespezifischen Gesetzmäßigkeiten sagen. Also der Roman „Im Westen nichts Neues“ ist natürlich ein Amalgam von bestimmten Motiven. Hier wird in gewisser Weise verdichtet, und das ist etwas anderes. Er ist eben keine normale Quelle, sondern er ist eben Invention. Aber in einem möchte ich Ihnen recht geben; nämlich das ist diese Lesart der Kriegsromane. Es ist eben nicht so einfach zu sagen, ob etwas ein Antikriegsbuch oder ein Kriegsbuch war, denn auch im „Antikriegsbuch“ „Im Westen nichts Neues“ – ich sage das mit Anführungszeichen – wird ja Opfer, Tod und Kampf beschrieben, und das konnte man, wenn man wollte, auch als vorbildliches Opfer sehen, wie auch umgekehrt. Selbst bei Ernst Jünger – wenn sie Ernst Jünger „In Stahlgewittern“ lesen – findet man Momente, wo ich trotz aller ideologischen Ausrichtungen von Jünger den Eindruck habe, es könnte auch sein, daß man dieses Buch anders lesen kann. Es bringt ja auch ein spezifisches, individuelles Fronterlebnis. Also da ist ganz sicher nicht so einfach zu unterscheiden zwischen der guten und der schlechten Kriegsliteratur. Aber in diesem Genre der Kriegsromane ist natürlich mit den heldischen Ideen zweifelsohne Politik gemacht worden, und nach 1933 wird diese Literatur dann noch einmal stark gefördert, das ist ganz klar. Goebbels selber hat übrigens diese Störaktionen der SA gegen „Im Westen nichts Neues“ bei der Uraufführung in den Berliner Ufa-Theatern – das kann man bei Goebbels klar nachlesen – inszeniert, das war also rein taktisch, politisch motiviert, den Film selber fand er gar nicht so schlecht. Es ist eben alles nicht so eindeutig, wie man manchmal glaubt.

*Prof. Schwarzmaier:* Ich kann gleich anknüpfen an das, was Sie zum Kriegsroman gesagt haben. Sie haben vollkommen recht, das ist ein Genre für sich. Was die Heterogenität des Kriegsromans bzw. des Antikriegsromans ausmacht, ist vielleicht gerade die Tatsache, daß, so bei Remarque, der Gedanke der Kameradschaft eine ganz große Rolle spielt. Die Kameradschaft tritt als großer ethischer Wert in den Mittelpunkt dieser Romane, und das ist etwas, was von beiden Seiten akzeptiert wurde als ein bleibender Wert, so wie er bei Remarque auch herausgestellt wurde, ohne daß dies von seinen Gegnern bei der politischen Rechten angezweifelt wurde. Am deutlichsten tritt für mich diese Auseinandersetzung um den Sinn des Krieges und die Frage der Stilisierung des Krieges in den Kriegsromanen von Ludwig Renn hervor. Renn versucht ja, den kleinen Mann aus sozialistischer Perspektive zu beschreiben und stellt sich selbst in dessen Position hinein, indem er sich zum Sprachrohr des kleinen Mannes macht, der erst durch das Gespräch mit seinem Leutnant oder mit anderen Gymnasiasten in dieses Bildungsniveau hineinwächst, das ihm erlaubt zu begreifen, was sich da zuträgt. Das ist natürlich hochstilisiert, denn Ludwig Renn, das wissen Sie, war ein sächsischer Adliger, ein vor dem Krieg ausgebildeter Berufsoffizier, der aus einer pseudonymen proletarischen Existenz heraus formuliert und damit seine eigene sozialistische Formung, ganz im Sinne dessen, was zu Beginn unserer Diskussion gesagt wurde, in der Nachkriegszeit aus dem Kriegserlebnis ableitet. Im Gegensatz zu seinem Roman über den „Adel“, der seine eigene Welt beschreibt, begibt er sich in „Krieg“ in die fiktive Welt eines zwar bildungshungrigen, aber aus kleinen Verhältnissen kommenden einfachen Soldaten, der eine Antwort sucht auf die Frage nach dem Sinn dieses Krieges. Dies unterscheidet seinen Romanhelden von dem gebildeten Brandel Geck.

Doch ich wollte eigentlich an ganz anderer Stelle anknüpfen, auch wenn dies mit den Vorüberlegungen zusammenhängt, die wir eigentlich schon abgetan hatten. Wo ist eigentlich



das riesige Briefmaterial hingekommen, das im Ersten Weltkrieg entstanden ist. Ich habe einiges darüber gelesen und gebe ein paar Daten wieder. Während der viereinhalb Jahre des Ersten Weltkriegs gab es allein in Deutschland 17,7 Milliarden Postsendungen von der Front an die Heimat und 11 Milliarden Sendungen in umgekehrter Richtung, also insgesamt etwa 28 Milliarden Postsendungen, Postkarten, Briefe, Pakete natürlich auch, die vor allem aus der Heimat an die Front geschickt wurden. Je länger der Krieg dauerte, in dem die Soldaten, falls sie nicht verwundet wurden, allenfalls einmal im Jahr für 14 Tage nach Hause fahren durften, umso mehr verlagerte sich der Gedankenaustausch auf diese Form der Korrespondenz. Diese Zahl der Briefe und Postkarten hat es also gegeben, sie sind nach dem Kriege alle irgendwo gelegen und sind zunächst einmal von den Angehörigen zu Hause getreulich aufbewahrt worden, und dort liegen große Teile bis zum heutigen Tage noch, auch nach fast 90 Jahren. Natürlich ist aus diesem ungeheuren Material einiges aussortiert worden. Es gab Editoren, die angefangen haben, es zu durchforsten um zu eruieren, was es hergibt. Und das ist nun ganz bezeichnend. Sie haben vorhin Krumeich erwähnt. In der Tat gab es sofort Leute, die angefangen haben, Auszüge aus diesem Material zu edieren. „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, das waren literarische Wertungen. Da versuchte man diejenigen Einzelstücke herauszufiltern, von denen man glaubte, daß sie etwas Entscheidendes zu sagen hatten im Sinne von Walter Flex, dessen Kriegsbriefe natürlich alle ediert sind und bei denen man der Meinung war, daß sie literarisch wertvoll seien, nicht nur, weil Flex 1917 gefallen ist. So wurden Tausende von Briefen damals abgedruckt, in der Zeitung, in Mitteilungs- und Vereinsblättern und anderswo, und sie wurden auch unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten; aus christlicher, aber auch aus sozialistischer Perspektive und natürlich aus der Erlebnisperspektive heraus, und natürlich unter dem nationalen Pathos der Rechten gesammelt, und so kamen sie in Antologien jeder Art zum Abdruck. Man kann also nicht sagen, daß das Material einfach untergegangen ist, sondern es hat ein außerordentlich aufnahmebereites Publikum gefunden. Aber es wurde ganz stark ausgewählt, und auch nach der Edition, das habe ich zu meinem Erstaunen festgestellt, werde es teilweise fortgeschmissen, weil man meinte, das könne man nicht aufbewahren, das sei zu viel. Die Kriegsbriefe gefallener Studenten – ich bin dem nachgegangen – ist eine Sammlung, bei der insgesamt 60.000 Briefe gesammelt worden sind. Ich habe versucht, nachzuschlagen, wo sie eigentlich geblieben sind. Sie sind nicht mehr da, sie sind vernichtet worden. Es war einfach, nach den damaligen Gesichtspunkten, zu viel. Heute kommt eine Zeit, in der man dem Verlorenen nachtrauert, weil man glaubt, gerade in der Masse des Materials etwas entdecken zu können, was der einzelne Brief vielleicht in diesem Maße gar nicht aussagen kann. Und das stellt für mich ein Problem dar, diese verschiedenen sozialen Gruppierungen, die sich schriftlich und brieflich während des Krieges geäußert haben. Was Sie gebracht haben mit Ihren beiden wunderschönen Beispielen – aber ich denke es gibt viele in dieser Art – das sind Leute, die sich literarisch akzentuiert haben und die in der Lage waren, also das Instrumentarium besaßen, Gedanken zu formulieren.. Darunter gab es eine Gruppe, die das Medium des Briefes beherrschte, eine Überlieferung, deren Überbleibsel dann irgendwo liegengeblieben sind, und schließlich die riesige Gruppe der Illiteraten, die trotzdem in ungeheuren Massen vor allem Postkarten nach Hause geschrieben haben, und dort liegen sie wiederum teilweise noch heute. Aber allmählich verlieren sie, nach 3 Generationen, ihren familiären Kontext und landen, sofern sie nicht vernichtet wurden und werden, auf dem Flohmarkt. Das ist nun ganz schlimm. Sie entdecken dieses Material, vor allem wenn die

Postkarten mit Bildern verbunden sind, zu Tausenden und Abertausenden auf den Flohmärkten, und ein Beispiel, das ich mitgebracht habe, stammt auch von dort. Dies geschieht deshalb, weil es nie – und das sage ich jetzt als Archivar – weil es nie einen Archivar gegeben hat, der diese Dinge en bloc, in toto, gesammelt hat, der gesagt hat, wir brauchen alle 28 Milliarden Schriftstücke oder doch das, was noch davon übrig ist. So etwas kann ein Archivar gar nicht denken, das liegt jenseits seines Berufsethos, und die Selektion, die betrieben wird, wird heute eben durch den Flohmarkt betrieben. Das Schlimme ist nur, daß wir uns heute allmählich bemerken, daß wir hier ein ungeheures Material besessen haben, das man unter sozialgeschichtlicher Fragestellung eigentlich en bloc auswerten müßte. Verzeihen Sie, wenn ich dies nun so ausführlich dargelegt habe angesichts dessen, daß wir uns hier mit zwei überaus sprechenden Beispielen beschäftigen durften und daß wir zugleich vor der ungeheuren anonymen Masse derjenigen Briefschreiber stehen, die ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen versucht haben. Angesichts der Tatsache, daß der Erste Weltkrieg vielleicht die größte Umbruchzeit darstellt, die es in der neueren Geschichte gegeben hat, daß sich hier im sozialen Gefüge unserer Gesellschaft – natürlich auch in der Kriegführung – Umwälzungen vollzogen haben, deren Grundsätzlichkeit wir erst heute erkennen, war es vielleicht zulässig, auf den Quellenverlust hinzuweisen, den wir bei diesem Genre zu beklagen haben, und man ist zugleich dankbar, wenn sich methodische Wege finden, dasjenige auszuwerten, was sich erhalten hat.

*Prof. Zimmermann:* Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, daß es zwischen dem Vergessen und auch Auslöschen der vielen individuellen Erinnerungen und dem politischen Umfunktionalisieren noch diese Zwischenstufe gibt, also diese Editionen von Briefschreibern „mit Kopf“ und die Bücher mit ihren vier oder fünf Auflagen. Bei den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ ist ja auffallend, daß schon während des Ersten Weltkrieges die erste Auflage erschienen ist.. Es gab dann immer wieder Nachfolgeditionen, und das ist offensichtlich in höchstem Grade selektiv und tendenziös geschehen. Ich will an einem Punkt ein bißchen abweichend davon interpretieren, wie Sie es getan haben. Im Prinzip würde ich alles unterstützen, was Sie sagen, aber mein Einwand bezieht sich auf ihre Bemerkung von den „Illiteraten“. Es schreiben natürlich viele, die nicht gewohnt waren, Briefe zu schreiben, aber ich denke, es gibt da so eine Art breiter Mittelgruppe, die erstaunlich individuell geschrieben hat. Bislang ist sehr wenig davon ediert. Dieser bayrische Bauer, dessen Briefe von einem Historiker ediert wurden, zeigt sich als jemand, der das Briefeschreiben wahrlich nicht gelernt hat, aber sich doch relativ gut ausdrücken kann. Es gibt da offensichtlich eine Gruppe von Soldaten, die über sich selbst hinausgewachsen ist, und wenn Sie „Milliarden“ von Postsendungen erwähnt haben, so waren das Meiste wohl Karten. Das ist ein eigenes Genre, das wir mediengeschichtlich natürlich auch behandeln müßten. Das tue ich jetzt nicht, aber es ist klar, daß auf den Karten immer nur ein kurzer Text stehen konnte; entweder kurze, sachliche Mitteilungen, oder allenfalls eine versteckte Andeutung an die Angehörigen, was man aber im Kontext einer Karte sehr schwer entschlüsseln kann, weil man dazu den gesamten Briefwechsel braucht, um auf diese Weise Andeutungen oder auch Codes zu verstehen; darin besteht das Problem dieser Karten. Diese riesige Zahl von Karten, die sind schwierig qualitativ zu interpretieren. Ich glaube auch, wenn wir Historiker und Archivare in Deutschland anfangen würden, da systematischer zu sammeln – und Sie haben angedeutet, daß Sie das anfangen und vielleicht tun das jetzt auch andere – (Einwurf: es gibt inzwischen viele

solcher privater und öffentlicher Sammlungen), so stellt sich heraus, daß wir es hier nicht mehr mit Milliarden zu tun haben. Wir haben es vielleicht noch mit ein paar zehntausend zu tun. Das wäre meines Erachtens die Größenordnung, in der wir uns bewegen (energischer Widerspruch bei den Zuhörern).

Dr. Rehm: Ich will jetzt keine Zahlendebatte hervorrufen, aber ich hätte durchaus auf eine siebenstellige Zahl gewettet. Doch möchte ich die beiden doch sehr unterschiedlichen Personen auf eine gemeinsame Begrifflichkeit zurückführen; Sie haben einmal das Wort „persönliche Integrität“ benutzt, und beiden ist eigentlich zu eigen, daß sie aufgrund einer soliden ideologischen Position – die eine katholisch, die andere sozialistisch und zugleich nationalistisch – versuchten, im Krieg und in der Welt des Bösen das Gute zu bewahren. Bei Brandel Geck, ich hatte eigentlich erwartet, daß dieses Zitat noch kommt, da gibt es diesen einen Satz, wo er sagt: “Und wenn der Krieg zu Ende ist, hoffe und glaube ich, daß kein Franzose über mich ein böses Wort verlieren kann“, weil er meint, sich auch als Soldat in Feindesland so gut verhalten zu haben. Wenn wir dann aber fragen, was eigentlich nach 1918/1919 daraus geworden ist, dann ist es doch wohl entscheidend, daß diese Haltung der beiden bei all ihrem Bewußtseinswandel, den sie durchmachten, letztlich systemstabilisierend war. Sie brachen nicht aus dem Krieg aus. Und als dann nach dem Krieg die Bewertungsdiskussion über den Krieg begann, gab es keine Gegenposition. Ich erinnere mich an eine Stelle, weil sie halt relativ bekannt ist, wo jemand versucht hat, eine solche Gegenposition zu formulieren. Sie ist bei den Kriegsteilnehmern zunächst auch nicht unbedingt auf Widerspruch gestoßen, Sie ahnen vielleicht schon, auf wen ich hinaus will, der diese gräßliche Situation des Massentodes in einer Gedenkrede auf die Gefallenen formuliert hat. Der Heidelberger Dozent Emil Gumbel hat damals von den Gefallenen gesprochen, die „ich möchte ja nicht sagen auf dem Felde der Unehre geblieben sind, die aber doch eines schrecklichen Todes gestorben sind“ oder so ähnlich. Man hat aus diesem Satz den Teil „vom Felde der Unehre“ festgehalten, was große Empörung ausgelöst hat und dann mit anderen Motivationsgründen zusammen zu Gumbels Entlassung geführt hat. In diesem Zusammenhang ist ja auch die Dolchstoß-Legende der Weimarer Republik zu sehen. Sie funktionierte auch deshalb, weil alle diese Leute, die den Krieg erlebt hatten, während des Krieges ihre Meinung nicht ändern und ihre veränderte Meinung nach dem Krieg auch nicht vermitteln konnten. Ich denke, so erklärt sich auch der Konflikt zwischen Brandel Geck und seiner sozialistisch geprägten Familie, die ihm letztlich vorwarf, durch sein systemstabilisierendes Verhalten bei allen nachvollziehbaren persönlichen Motiven doch die gemeinsame Idee verraten zu haben.

Dr. Rödel: Ich hätte fast das gleiche fragen wollen, will aber die Frage noch verschärfen. Brandel Geck hat ja auch an Kameraden geschrieben, die auch im Felde waren; gab es da nicht eine Gemeinsamkeit, irgendwie gegen den Krieg vorzugehen. Es gibt auf französischer Seite Meutereien, aber das waren nur Mannschaftsdienstgrade, die 1917 freilich sehr gefährlich waren. Petain hat das dann sehr geschickt unterbunden – das hat es so auf deutscher Seite nicht gegeben. Die fast absurd zu nennende Vorstellung, die moralische Integrität zu wahren, indem man sozusagen zu überwinteren versuchte, bis der Krieg vorbei war, ist ja im Grunde auch unbegreiflich. Doch beide Personen oder zumindest Geck wären ja in der Lage gewesen, da eine Art Widerstand zu organisieren – klingt das in seinen Briefen an oder hat er sich da als Offizier völlig pflichtbewußt verhalten? Seine Verhaltensweise war zumindest soweit

demonstrativ, als er in Frankreich, wenn auch im kleinen Stil, Kulturgüter geborgen hat. Wir konnten diese dann vor drei Jahren aus seinem Nachlaß an die Stadt Saint Quentin zurückgeben. Es waren „Archivalien“ in der Form eines Stückes von der Fensterverglasung der damals ruinösen Kollegiatkirche. Er hat das nach Hause geschickt, erklärtermaßen damit es nach dem Krieg wieder zurückgegeben werden könne, hat es also geborgen, nicht geplündert. Er hat aber auch, wie wir gerade von Herrn Krimm gehört haben, Mehrfertigungen von Vernehmungsprotokollen nach Hause geschickt, was wahrscheinlich pflichtwidrig gewesen ist, denn das waren möglicherweise militärische Geheimnisse, die er eigentlich nicht weitergeben durfte. Vielleicht war das nur eine Rechtfertigung den Eltern gegenüber – das war ja sein Problem –, oder besaß dies auch einen demonstrativen Charakter, um nach dem Krieg sich rechtfertigen zu können mit dem Hinweis, er habe auch während des Kriegs auf eine Verständigung mit Frankreich hinzuwirken versucht.

*Prof. Zimmermann:* Also zu dieser Trophäengeschichte kann ich mich natürlich weniger gut äußern als hier die Fachleute im Archiv. Ich weiß auch nicht, wie diese Durchschläge in den Nachlaß gekommen sind. Doch ist auch mir aufgefallen, daß hier einige Archivalien im Nachlaß vorhanden sind, die eigentlich nicht da sein dürften. Nur weiß ich nichts über den Weg, ob er sie wirklich eingesammelt hat, vielleicht hat er sie auch bei sich getragen. Es war wohl wie bei den Beamten im 19. Jahrhundert. Wenn sie gestorben sind, hat man ihre Dienstwohnung versiegelt und hat die Akten, die nach Hause mitgenommen worden waren, in die Behörde oder auch gleich ins Archiv zurückgeholt.. Es gibt eben auch so eine gewisse Praxis, dienstliches zu den persönlichen Dingen zu nehmen und mit sich herumzutragen. Geck selber argumentierte durchaus auch mit dem politischen Nutzen eines deutschen Sieges. Solange der Krieg noch gegen das zaristische Rußland ging, war dieser Krieg aus seiner Sicht ja auch noch politisch sinnvoll, denn da hatte man es mit einem reaktionären Gegner zu tun. Gegenüber den Westmächten war dies viel problematischer und Geck stellt sich eben vor – und da stand er nicht ganz allein –, daß die herrschenden Kreise der deutschen Monarchie elementare Zugeständnisse an die Sozialdemokratie machen mußten hinsichtlich einer grundsätzlichen Demokratisierung des Systems. Das ist ja auch geschehen, auch wenn diese Republik gescheitert ist. Das war also die Perspektive, warum man durchhielt. Im übrigen war es tatsächlich ein Stück idealistischer Orientierung, die bis ins Letzte, gerade auch durch diese Kriegssituation, aufrecht erhalten wurde. Man kann natürlich sagen, diese Generation habe sich mundtot machen lassen. Was geschehen wäre, wenn es zu größeren Meutereien gekommen wäre? Dann wäre dieser Krieg schon früher beendet gewesen. Ein weit verbreitetes Phänomen im Ersten Weltkrieg war ja das massenhafte Überlaufen zum Feind. Das ist so ein Ausweg gewesen, und bildete gleichsam den persönlichen Beitrag, um den Krieg zu beenden. Das war insbesondere dort möglich, wo man das Vertrauen hatte, daß man als Gefangener nicht umgebracht wird, und es bestand auch eine fatale Situation bei den englischen Truppen, daß sie nicht eindeutig klargemacht haben, daß deutsche Gefangene auch als Gefangene behandelt werden. Es ist nachweislich so gewesen, daß auf beiden Seiten, doch gerade auch bei schottischen Regimentern, Gefangene umgebracht wurden. Ich meine, es ist nicht übertrieben zu sagen, daß, hätte man den deutschen Soldaten 1918 klargemacht, daß sie als Gefangene am Leben blieben, das Ende vielleicht schneller gekommen wäre. Ob man aber nachträglich von den Soldaten verlangen kann, daß sie eigentlich in der Armee hätten politischen Widerstand

leisten sollen, weiß ich nicht. Eher muß man dann fragen, warum sie nach 1919 nicht in der Lage waren, ihre gewonnenen Einsichten und ihre Erlebnisse in die Öffentlichkeit zu bringen. Das bleibt für mich die Frage. Aber unter den Bedingungen einer Militärjustiz und einer Militärpolizei zu einer solidarischen Aktion zu kommen, das stelle ich mir dann doch schwierig vor.

*Prof. Krimm:* Wir nehmen ja auch nicht den Platz des Richters ein. Wir versuchen nur, den Sprachgebrauch und die Formulierungs- und Ausdrucksmöglichkeiten einer Kriegsgeneration nachzuvollziehen, um sie in ihren Spannungen zu verstehen. So unterschiedlich Berberich und Geck sind, so verbindet sie doch beide, daß sie eine starke Distanz zu dem hatten, was sie taten. Dabei ist mir die Gestalt von Berberich noch ein etwas unklar. Berberich als Katholik und als Zentrumsangehöriger – Sie sagten das nie, aber das war doch gemeint? – stand in Distanz zu seinen Kameraden, die ihn deswegen auslachten oder es ihn fühlen ließen, und er stand in Distanz zu dem kriegführenden Staat, der ihn nicht beförderte, weil er Zentrumspolitiker war. War denn diese Distanz, dieser Widerspruch in seiner eigenen Position und sein Gefühl des Bewältigens durch innere Harmonie für ihn kein Thema, so wie es bei Geck ein durchgängiges Thema war - und zwar im Verlauf des Krieges immer mehr, als er merkte, daß seine Positionen nicht zusammenstimmten? Wenn er schon 1914 vom ‚organisierten Völkermord‘ sprechen konnte – nebenbei fand ich ein bißchen schade, daß Sie Ihre Zitate nicht datiert haben, was doch wesentliche Information ist – und 1918 von der Pflicht und der Ehrenhaftigkeit sprach und auf den Sieg vertraute: Geck spürte das, aber spürte es Berberich nicht?

*Prof. Zimmermann:* In der Druckversion finden sich dann die Daten. Ja, die Frage habe ich mir natürlich auch gestellt, was Berberich merkt, und was er nicht merkt. Ob er bestimmte Dinge vielleicht auch nicht formuliert, die er vielleicht bemerkt hat, oder ob er wirklich nicht weiter darüber nachdenkt, weil er dann letztendlich doch mit Selbstbehauptung und Überleben zu tun hatte.. Was er nie fragt ist, ob es über den katholischen Glauben hinaus ein allgemeines Christsein gibt, das ja dann die Franzosen einschließen müßte, zumal er gerade als Katholik die Franzosen in seine christliche Welt einschließen müßte. Der Franzose als Mitmensch und als Mitchrist wird nicht thematisiert auch wenn Berberich die Kriegsmaschinerie eindeutig distanziert gesehen hat. Aber auch wenn ihm klar ist, daß die bürgerliche Republik kommen wird, so gibt es doch keine Kritik an der obersten Heeresleitung. So etwas hat man vielleicht untereinander beim Heimaturlaub – denn er hatte einige kürzere Urlaube, wenn auch nur wenige – besprochen. Doch was solche politische Reflexionen angeht, da hat sich Berberich, auch aus Zensurgründen, vielleicht doch nicht so offen geäußert, während Geck – ich finde etliche Stellen in seinen Briefen, deretwegen man ihn des Landesverrats hätte anklagen können, wenn die Zensur darauf gekommen wäre – sich recht dreist geäußert hat und Mut oder eine gewisse Unbekümmertheit an den Tag legte, zumal er wußte, daß sowieso schon von ihm bekannt war, was er dachte. Aber bei Berberich gibt es eine gewisse Grenze der Selbstreflexion, und dabei ist es auch nicht klar, ob dies quellenbedingt ist, oder ob diese Grenze wirklich vorhanden war.

*Prof. Krimm:* Um noch einmal das Stichwort Integrität aufzugreifen: Müssen nicht auch die Äußerungen von Geck milieubedingt verstanden werden? Wenn er abfällig über die höheren Stäbe urteilt, ist er da nicht auch Sprachrohr der Welt, in der er aufgewachsen ist, in der es das höhere Militär ist, das den Staat personifiziert – den Staat, dem man distanziert gegenübertritt? Laufen wir nicht Gefahr, in seiner erbarmungslosen Kritik dieser Ebenen die

Sprechgewohnheiten seiner Herkunft als allgemein gültige Aussage zu verstehen? Man könnte das sicher nur beantworten, wenn man entsprechende Kriegsbriefe, die ebenso intensiv und auch so persönlich beteiligt aus der Ebene der führenden Stäbe erhalten sind, vergleicht mit der Alltagsschilderung und der Beurteilung der Truppe oder der niederen Stäbe.

Prof. Zimmermann: Zweifelsohne sind in diesem Elternhaus die essentials einer Kritik an undemokratischen und militaristischen Zuständen vermittelt worden. Dennoch war ich erstaunt, wie individuell und personenbezogen Geck argumentiert. Er argumentiert ja auch so nicht ganz von Anfang an, sondern da sind doch echte Erlebnisse dahinter. Außerdem ist das Bild bei diesem Elternhaus auch nicht ganz eindeutig – man hat dort einen hohen Differenzierungsgrad in allgemeinen Debatten gepflegt – , und es wäre wirklich faszinierend, dieses Elternhaus einmal über die Darstellung der politischen Kultur hinaus zu beschreiben. Ich denke an die Arbeit von Haselier in der ZGO, sie ist ja nicht übel, aber da könnte man vielleicht noch mehr daraus machen. Da wird ja doch intern sehr differenziert debattiert, und der Antimilitarismus, der da gepflegt wird, schließt auch persönliche Beziehungen zur Offenburger Garnison, die dort stationiert war, und zum Kommandeur dieser Garnison nicht von vornherein aus. Es gibt hier sogar so etwas wie persönliche Beziehungen zum Militär zu Anfang des Krieges. So etwas ist tatsächlich bei diesen badischen Sozialdemokraten möglich.

Prof. Schwarzmaier: Letztlich, Herr Zimmermann, führt das zu der Frage nach dem Nationalgefühl der Sozialdemokraten, und man darf das doch auch nicht zu sehr abstrahieren von dem Milieu des wilhelminischen Deutschlands, in dem auch die Sozialdemokraten mit einem gewissen – gewiß antiwilhelminischen – Nationalbewußtsein integriert waren und das durchaus zu artikulieren wußten. Und was Offenburg anbelangt, mein Lehrer Tellenbach, dessen Vater Kommandeur des in Offenburg stationierten Regiments zu Beginn des Ersten Weltkriegs war, an dessen Spitze er dann schon in den ersten Kriegstagen fiel, Tellenbach also betont in seinem Erinnerungsbuch „Aus gelebter Zeitgeschichte“, wie stark gerade in Offenburg die Diskussion um die Rechte der Arbeiterklasse auch in demjenigen Milieu wahrgenommen und diskutiert wurde, in dem er selbst aufgewachsen ist, nämlich in dem Milieu eines aus Preußen kommenden Offiziers. Er betont dann, wie ihm das als jungem Akademiker bewußt geworden ist und ihn in der Weimarer Republik zu politisch differenziertem Denken geführt habe. Ich würde das unterstreichen, was Sie sagen, daß es hier Berührungspunkte gibt, in dem diese beiden verschiedenen Milieugruppen durchaus Denkverbindungen besitzen, ganz abgesehen von dem in Baden so relevanten Kulturmilieu, zu dem viele der führenden Sozialdemokraten wie etwa Ludwig Frank und natürlich auch Adolf Geck gehörten. Die Bibliothek Gecks verrät etwas von der Weite und Unabhängigkeit seines Horizontes, losgelöst von ideologischen Zwängen.

Prof. Krimm: Für gewöhnlich hat der Referent das letzte Wort, um offene Fragen zu beantworten, aber wir haben im Wechselgespräch schon vieles ausgetauscht. Einen Schlußsatz erlaube ich mir aber doch. Worin könnten die beiden Männer, mit denen wir uns heute beschäftigt haben, trotz ihrer großen Unterschiede und ihrer verschiedenen Bewältigungsmöglichkeiten doch exemplarisch verstanden werden? Beide haben eine Zeit erlebt, in der Konventionen zusammenbrachen. Jeder hat seine persönlichen Traditionen versucht zu verteidigen oder sich wenigstens an ihnen festzuhalten. Dem einen ist das vielleicht mehr, dem anderen weniger gelungen, aber sie vertreten eine Generation, deren vertraute Welt

in jeder Beziehung verloren ging. Die einen wollten dies nicht wahrnehmen, andere merkten es - aber diese Spannung auszuhalten, kommt wohl in wenigen Quellen so drastisch zum Ausdruck wie in den Briefen, die Sie uns heute vorgestellt haben. Lohnte sich nicht eine Edition der Geck'schen Briefe? Ich schließe mit dieser Frage und danke Ihnen allen.